

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

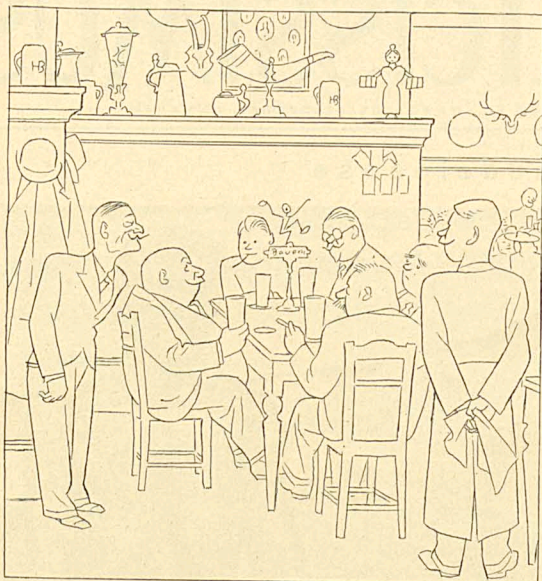
Paddelpause

(Erich Schilling)



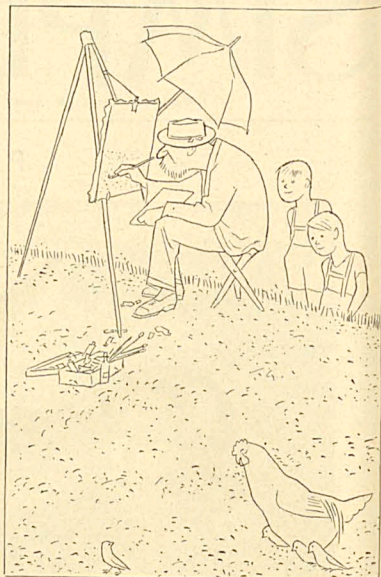
„Wie im Paradiese, Kurt, nur die Schlange fehlt!“

„Da müßten wir halt versuchen, auch ohne Schlange auszukommen!“



Ein Bayernstammtisch in Berlin

„Würde es die Herren stören, wenn ick an der Unterhaltung teilnehme? Ick möchte mir für die Sommafrische so 'n paar krachlederne Bonmots zulejen.“



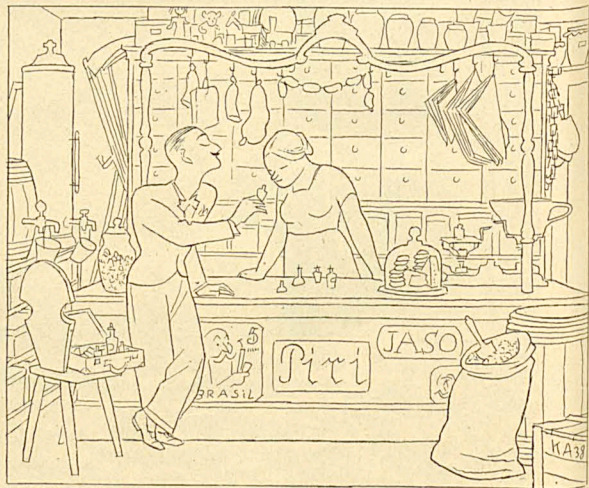
Werturteil

„Da schau her, da sitzt ja scho' Oahna!“
„Is ja koa Kurgast, is ja bloß a Kunstmaler!“



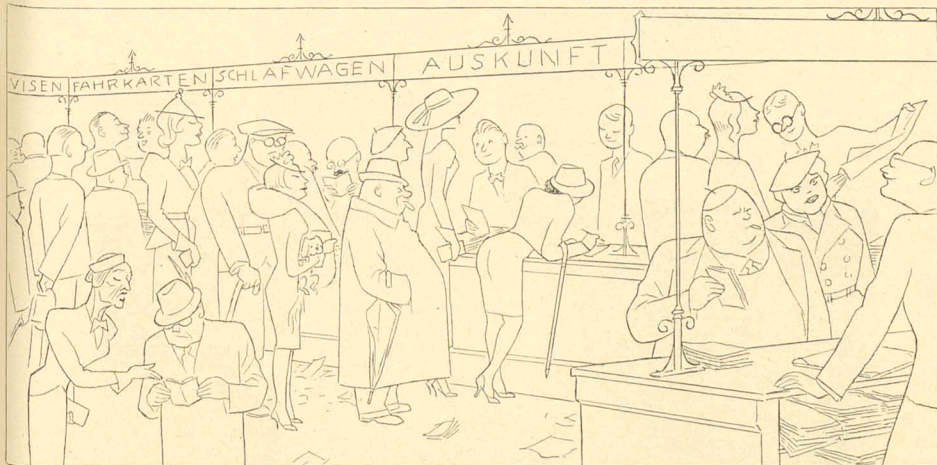
Ein Wiederseh'n

„Huch! N' Adlaflaum hab'n die Motten uffgefressen!“



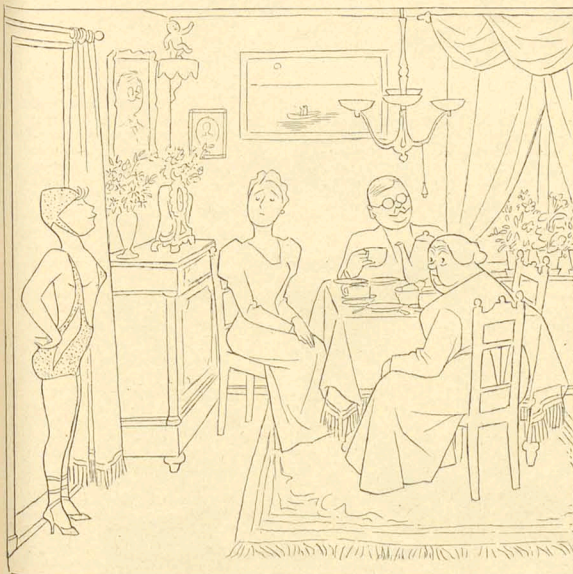
Beim Kramer in Hinterdupfling

„Und hier, das neueste Parfüm! Müssen Sie führen, wird von den Damen jetzt allgemein verlangt!“ — „Es is a Kreuz mit die Damen, in Jeder Saison wollns' anders riech'n!“



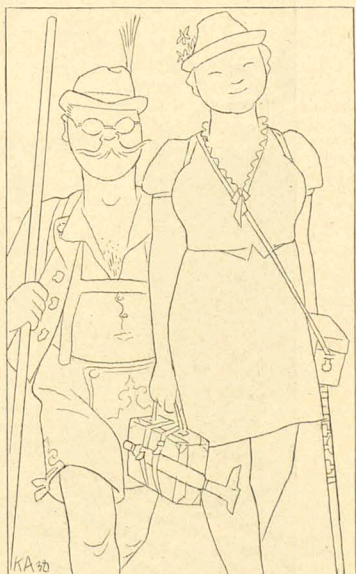
Im Reisebüro

„... und wissen möchte ich noch: Was für Temperaturen hat das Wasser im Wolfgangsee vom dritten bis achtzehnten August?“ — „... und dann möchten wir zwischen Untermoching und Gloiffling Picknick machen - is nu da an der Autostraße so'n recht lauschiges Waldparkplätzchen?“



Badekostüprobe

„Ick wees nich, Elli, det Kostiem is mir doch zu stark ausjeschnitten!“ — „Laß et doch, Großmutter, ma zahl'n die Kurtaxe und da kann nich jenug von da kostbaren Luft rann.“



Aufbruch

„Soo, Bauliene, nu mach'n m'r in die Bärche!“

Am einsamen Strand

(K. Heiligenstedt)



„Heut' ist kein Mensch am Strand. Da könntest du ruhig so in die See gehen!“ — „Nein, nein, ich traue den Sehbären nicht!“

Die Bauchtänzerin

VON FRED ENDRIKAT

Hei — wie ihr Bauch sich lichterloh gen Himmel schwingt,
jedweder Zoll an ihm ist orientalisches.

Ha — wie der Nabel schelmisch um die Ecke blinkt,
er wirbelt rhythmisch, bacchanalisch, musikalisch.

Es dünkt sich schier wie eine Mär aus Tausend-einer Nacht,
wenn dieser Bauch im Abendwinde schaukelt.

Wenn dieser Nabel seine tollen Sprünge macht
ist es, wie wenn dich eitel Frühlingsföhn umgaukelt.

Es rauscht und raschelt auf- und niederrührt,
nach vorn und hint — inmitten Perlen, Straß und Flittern.

Ja, dieser Bauch, fürwahr, der greift ans Herz.

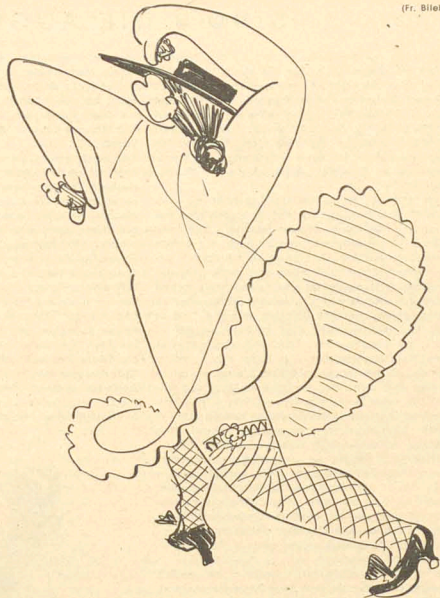
Gleich Espenlaub fühlt man die Nerven zittern.

Ereilt die Tänzerin dereinst das Eheios,

dann ruht sie aus nach Wetter, Sturm und Hagel.

Sie legt die Beinchen selbstgefällig in den Schoß,
den müden Bauch hängt sie dann an den Nagel.

Der Nabel schließt das matte Auge zu,
dann hat der Bauch und die Reserve Ruh.



Der Picknickkoffer und seine Folgen

Einmal kommt der Tag, da steht auf dem Geburtstagstisch eines Mitgliebes der Autobesitzerfamilie die Picknicktasche. Das Mitglied kann männlich oder weiblich sein, die Picknicktasche verschont keinen. Die Picknicktasche ist ein praktisches Geschenk, das nicht nur nach was aussieht sondern auch was ist. Deshalb kostet sie nicht nur einen Peppenstiel und deshalb ist sie auch schon ein besseres Geschenk, das man sogar Jubilaren anbietet und verdienten und verdienenden Abteilungschefs. Wenn Sie nächsten in die unangenehme Lage kommen, Jemand etwas schenken zu müssen, denken Sie doch an die Picknicktasche, das Picknickkörbchen, den Picknickkoffer. Er ist in den einschlägigen Geschäften in mannigfaltiger Ausführung, Preislage und Größe zu haben, bis zum hieb- und stichfesten schweinstedergepanzerten Unterstand für stromoflochtene Behälter.

Der Picknickkoffer macht sich vorzüglich auf dem Geburtstagstisch, auf dem er aufgeklappt zu sehen hat, gleich rechts neben dem Blumenarrangement, benachbart dem silbernen Hohlgefäß, das der menschlichen Phantasie entprosessen ist, auf daß es eine eingravierte ehrende Inschrift trage, wie sie sonst nur auf Grabsteinen und Denkmälern mittelgroßer und großer Toter zu finden ist.

Vom Picknickkoffer geht das Gerücht, daß er praktisch sei, und Geräusche haben ja bisweilen recht. Mir steht es nicht an, am Praktischen des Picknickkoffers zu zweifeln. Man hat alles in ihm so schön beieinander: die Teller, die Tassen, die Gabeln, die Messer, die wärme- und kältebewah-

renden Flaschen, den Kasten, in den ein erkälte-tes gebratenes Huhn gehört, den Salzstreuer, den Pfefferstreuer, die Papierservietten, kurz alles, von dem man annimmt, daß es schön beisammen sein müßte.

Wenn Sie erst einen Picknickkoffer haben, werden Sie den sehnlichen Wunsch bekommen, ihn in Tätigkeit zu setzen. Das ist nicht ganz leicht, denn überall in europäischem Land sind Gasthöfe verbreitet, in denen man die Mitgebrachte auch haben könnte.

Aber Sie wollen sich doch einmal ganz frei fühlen, so wie die ersten Goldsucher, als sie nach Alaska zogen, oder wie die Buren, als sie die weißen Flecken auf der afrikanischen Landkarte farbig und ertragreich machten. Es ist allerdings noch nicht festgestellt worden, ob sie damals Picknickkoffer bei sich hatten, vielleicht hatte man vergessen, sie ihnen zum Geburtstag zu schenken. Praktisch wäre es immerhin gewesen. Also, so wollen Sie sich fühlen, mitten im grünen Revier, an einer murmelnden Quelle oder sonst an einer direkt aus dem Wanderlied entnommenen Stelle, auf schwellenden Moospolstern.

Die Beherrschung des Picknickkoffers ist nicht ganz leicht, denn es wird sonderbarerweise keine Gebrauchsanweisung mitgeliefert, und es erfordert strengste geistige Konzentration, sich zu überlegen, was man in die Gefäße hinein tun könnte. Wohlgerichtet, in die gegen Temperaturschwankungen unempfindlichen Gefäße gehören nur Flüssigkeiten, die sehr kalt oder sehr warm bleiben sollen, damit man hinterher erstaunt ist,

wie kalt und heiß sie geblieben sind. Wenn das nicht vonnöten ist, täte es eine Bierflasche auch, na und so eine Bißbe will man sich doch nicht geben. Über die mitzuführenden Speisen äußere ich mich nicht weiter, aber ich rate Ihnen, vermeiden Sie auf jeden Fall Butterschnitten, denn zu diesen haben Sie die ganze Maschinerie des Picknickkoffers nicht notwendig.

Soviel über die geistige Vorarbeit. Jetzt sind wir am Ziel, am Moospolster im Waldesschatten, auf dem wir unseren Tisch decken wollen. Wir breiten ein Tischtuch aus, damit sich die Stelle unserer Mahlzeit von der Natur deutlich unterscheidet. Hierbei werden wir die Erfahrung machen, daß die Natur eigentlich nirgends ganz flach ist, eine Erkenntnis, die seinerzeit den Menschen vermutlich zur Erfindung des Tisches verleiht hat. Einige kleine Versuche, Flaschen und Tassen hinzustellen, demonstrieren die gebuckelte Oberfläche unseres Planeten. Jetzt lagern wir uns um das Tischtuch, lagern, das heißt, wir nehmen ungewöhnliche Stellungen ein. Türken, Neger und Leichtathleten haben die Fähigkeit, die Beine unterzuschlagen, aber diese sind bei uns in der Minderzahl. Wir ändern bringen den Körper in eine halb liegende Stellung, wie es die Herren bei älteren Gruppenaufnahmen zu Seiten eines Bierfäßchens in der vordersten Reihe tun. Man ahnt gar nicht, wie störend Beine sein können. Lange kann man so ein Picknick nicht aushalten, weil die Glieder schmerzen. Man erhebt sich deshalb bald mit dem Rufe: „Hier sind ja Ameisen!“, wie jeder Blick in die Butterdose leicht zeigt.

Footzick

„Du mußt mir den Gefallen tun, Konni!“, bettelte Erika mit einem Blick, der ihm durch und durch ging. „Von deiner Hilfe hängt mein Lebensglück ab.“ Konrad setzte betroffen. Es waren immensin erst einige Wochen her, daß er seine Hoffnungen auf Erika endgültig begraben hatte. „Aber, liebes Kind, ich verstehe das alles nicht. Was soll ich bei einem Arzt? Ich fühle mich kerngesund!“, protestierte er schwach. „Außer der alten Wunde, natürlich!“

„Ich will es dir ja erklären“, schnitt sie ihm schnell das Wort ab, ehe das Gespräch eine bedrohliche Wendung nehmen konnte. „Sieh mal, Konni, ich liebe ihn und er mich auch. Wir wollen einander heiraten. Aber er ist so schrecklich gewissenhaft. Er hat sich eben erst niedergelassen und will erst abwarten, wie seine Praxis gehen wird. Ich zweifle nicht an seinem Erfolg, aber es geht anfangs natürlich langsam vorwärts. Und er hat geschworen, nicht eher zu heiraten, bis er nicht mindestens einen Wochendurchschnitt von zwanzig Patienten hat. Ich habe schon meine sämtlichen Bekannten mobilisiert, aber es reicht immer noch nicht. Gestern habe ich Nummer neunzehn in sein Sprechstunde geschickt. Meine Portiersfrau. Mit einem wundervollen Kleinen Str.“

„Ach, Tierarzt ist er?“ unterbrach Konrad. „Ich fürchte, da kann ich dir nicht viel helfen.“

„Aber nein“, sagte sie ungeduldig. „Augenarzt doch. Habe ich dir denn nicht gesagt? Jedenfalls muß du in seine Sprechstunde gehen, Konni. Du hast mir doch versprochen, du wolltest immer mein Freund bleiben. Selbstverständlich ersetzte ich dir alle Unkosten. Aber du mußt mir helfen, ja?“ Konrad nickte trübe. „Verstehe — ich bin Fall zwanzig.“

„Ja“, fuhr sie eifrig fort, „weißst du, eigentlich wollte ich dich nicht bemühen. Du verstehst schon, weshalb. Aber ich weiß niemanden mehr.“

„Und jetzt sollen meine schönen Augen, die dir so wenig Eindruck gemacht haben, dein Glück bauen?“ sagte er mit leiser Bitterkeit. „Hilt, Himmel, seid ihr Frauen Skrupellos!“

„Konni!“ Die beiden Silben bargen mehr, als er ertragen konnte. Sein Widerstand schmolz dahin. „Na, gut“, seufzte er, „Männer sind edelmütiger. Gib mir seine Adresse.“ Sie hielt den Zettel schon bereit. „Ich würde, daß ich mich auf dich verlassen kann. Aber um Himmels willen, nicht verraten, daß du von mir kommst, Konni.“

Er betrachtete den Zettel mit gezerrter Stirn. „Lieblos heißt er auch noch?“ „Sag mal, und wenn er mich gleich operieren will?“

„Ouahtsch!“ erklärte sie kurzerhand. „Ich sagte dir doch, daß er unerhört tüchtig ist. Und vielleicht fehlt dir wirklich was an den Augen.“ —

Trotz aller Bedenken hielt Konrad sein Wort, Am

nächsten Nachmittag saß er in einem ungemütlichen Wartezimmer. Er beschäftigte sich mit dem Problem, wo Ärzte, noch dazu frisch niedergelassene, nur die alten Zeitschriften ausgraben, die sie ihren wartenden Patienten zumuten. Ob sich dahinter ein tieferer psycho-therapeutischer Sinn verborg?... Konrad ging von einem hochaktuellen Artikel, der sich mit den Zukunftsmöglichkeiten des neuentdeckten Tonfilms befaßte, zu einer minder aufregenden Lektüre über. Es war ein ophthalmologisches Fachblatt, etwas neuere Datums. Sehr brauchbar dafür, sich auf nicht vorhandene Symptome vorzubereiten.

Ein weißgekleideter junger Mann von ernsthaftem Aussehen öffnete die Tür zum Nebenzimmer und ließ eine umfangreiche, gesprächige Frau hinaus. Konrad tippte auf Nummer neunzehn, die Portiersfrau mit dem kleinen Vogel. Als der Arzt den neuen Patienten sah, huschte sekundlang ein Leuchten über seine ersten Züge. Nummer zwanzig folgte ihm nicht ohne heftiges Herzklopfen ins Ordinationszimmer, in dem allerlei eindrucksvolle Apparate herumbanden. „Bitte, nehmen Sie hier Platz!“ forderte Dr. Lieblos auf, nachdem er die funkelneulenge Kartothek um Konrads Person-

lien betrachtet hatte. „Also wo fehlt's uns denn?“ Konrad setzte sich genauso auf einen Zweiter von Zahnarzt- und Friseuressel und warf einen benehrenden Blick auf den gläsernen Instrumentenschrank, der in der Nähe hing. Er murmelte etwas von gelegentlichen Augenschmerzen und seltsamen Farbercheinungen. „Hm“, brumnte Dr. Lieblos, während er sich die Hände wusch. „Sie sind doch erst Anfang dreißig, nicht wahr?“

„Ja, Weshalb?“

„Na, wir werden gleich mal sehen“, versprach er vage. „Wird schon nicht so schlimm sein.“

Konrads medizinische Bekanntschaften beschränkten sich bis dahin auf Zahnärzte. Kein Wunder, daß die dentale Illusion sich durch den antiseptischen Geruch immer mehr verstärkte. Als Dr. Lieblos sich ihm mit ermunternden Worten näherte, legte Konrad instinktiv den Kopf zurück, kniff die Augen zu und ließ tapfer den Mund auf. Lieblos räusperte sich überrascht.

„Verzeihung!“ murmelte der Patient hastig. „Kleine Verwischung. Macht der Gehöhheit.“

Dr. Lieblos verzog keine Miene. Er strahlte Konrads rechtes Auge mit einem Miniaturtheaterfenster an und betrachtete es hingebungsvoll durch eine Lupe wie eine seltsame Briefmarke. „Sehen Sie mal auf mein Ohr... So und jetzt dort auf den schwarzen Punkt an der Wand.“

Konrad folgte gehorsam. „Nein, stillhalten das Auge! Fixieren Sie den schwarzen Punkt!“

Der schwarze Punkt begann zu wandern und kroch langsam zur Decke hinauf. Konrad bekam eine Gänsehaut. Sollte er am Ende doch ein geheimes Leiden... Jetzt schwang sich der schwarze Punkt in die Luft und ließ sich nach einer munteren Spirale auf dem Instrumentenschrank nieder. Dort putzte er sich umständlich die Flügel.

„Ha, eine Fliegen!“ seufzte der Patient erleichtert. „Wo?... Ach so.“ Dr. Lieblos lachte ein wenig gezwungen. Er stellte eine indirekte Frage, die Konrad empört verneinte. Der Arzt schüttelte nachdenklich den Kopf und erkundigte sich genauer nach den Farbercheinungen, mit denen sich Konrad eingeführt hatte.

„Wir wollen sicherheitsshalber mal den Druck messen. Bitte legen Sie sich dort hin. Ganz harmlose Sache, die nicht wehtut. Gezielter kleiner Apparat, von einem Norweger erfunden.“ Er produzierte wie ein Taschenspieler etwas Blinkendes, das entfernte Ähnlichkeit mit einer Briefwaage besaß. „Auge nicht bewegen... Nur ein paar Tropfen zum Unempfindlichmachen... Schön stillhalten! Wunderbar...“

Konrad bemerkte sich wie ein Lamm, während er die skandinavische Erfindung auf seinem Augapfel balancierte. „Zu wieviel frankiert?“ erkundigte er sich mit einem Anflug von Galgenhumor.



(J. Heenbarth)

GRATIS
 monatlich gratis
 4. Monats-Heft
 K. Landwehr
 Frankfurt am Main
 (Post-Zeitungs-Verlag)

„Welt-Detektiv“
 Auserkannst, Detektiv Preis, Berlin W 4
 Tauentzienstraße 5, Fernruf: 2452 35
 12. 2452 35 bis zur
 Ermittlungen — Beobachtungen
 auch über Ihre
 Verhältnisse hier. **Herkunft**
 Vorleben, Vermögen, Gesundheit,
 Lebensführung, alle diese
 wichtigen Eigenschaften, geben
 Ihnen einen Einblick in
 Versteckte Anknüpfungen
 und Verhältnisse.

Gratis
 Preisf. f. Hygien. Art.
 Germlin u. Industrie
 Berlin W. 30 / 37

GRATIS
 10 Monats-
 Heft
 4. Monats-
 Heft
 4. Monats-
 Heft
 4. Monats-
 Heft

LINDBERG
 4. Monats-
 Heft
 4. Monats-
 Heft

Für Männer
 Neuarrat. halbes **Satyrin-Tabletten**,
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

Umsonst
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

Wohntend auf Götter Denker
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

Jagd in Flanderns Himmel
 Von Oberst Bedenkloß

Die 16 Kampfstunde des Nichts-Gezwaderns, nach Aufzeichnungen des Gefchwadert-Adjutanten. Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte! — urteilt Generalstabschef o. d. N. v. L. o. b. e. r g. und Hermann Göring schreibt: „Das Selbstbuch von beher. Völkerrückführung, glänzend. Väterlandbesuche und bis in den Tod getreuer Kampfdienst, das einst Rigthofen und sein unterstüßliches Jagdgeschwader mit Feuer und Rauch in den flandrischen Himmel geschrieben — hier wird es wieder Fleisch und Blut und den Völkern zum eigenen Erleben. Wer dieses Buch in eifrigst-voller folger Ergreifung gelesen hat, glaubt an das ewige Deutschland.“ — Mit 155 Bildern. Gebefelt 3,60, Leinen 3,80. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag Knorr & Sirch München

Ratgeber Haar u. Hautkrankh.
 Die Hautkrankheiten
 Ratgeber Haar u. Hautkrankh.
 Die Hautkrankheiten

GRATIS Gummibücher
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

GRATIS
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

GRATIS
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

GRATIS
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

GRATIS
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

GRATIS
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110


GRATIS
 12 Stück in dem Apollinar. Auserkannst.
 Akt.-Ges. Herona. Düsseldorf-Garten 110

„Wie, bitte? ... Ach so, Ha, he, ha.“ Dr. Lieblös lachte herablassend. „Nein, mein Lieber, alles in Ordnung, Merkwürdig!“, fügte er etwas enttäuscht hinzu, während er die Briefwage entfernte, „waren es bestimmt Regenbogenfarben, die Sie gesehen haben?“

„Ich kann mich auch geirrt haben“, gab Konrad zu. „Vielleicht waren's weiße Mäuse. Wir waren recht vernünftig an dem Abend.“

Dr. Lieblös betrachtete ihn ernst und vorwurfsvoll. Dann plazierte er ihn vor einen schwarzen Apparat, halb Fernrohr, halb Feldstecher, der mit allerlei Linsen und Spiegeln geschmückt war. „Frisch, fromm, fröhlich frei“, meinte Konrad, um das gute Einvernehmen wiederherzustellen.

„Bitte?“ Der Doktor, der am Fernrohr saß, hörte auf zu schreien.

„Nur ein Schmerz.“ Konrad deutete auf eine Mattscheibe, die seltsame, treppenförmige Symbole trug, nicht unähnlich dem  der Turner. Der kleine Witz verpuffte an der lieblosen Sachlichkeit. Konrad starrte kleinlaut auf das unheimliche Auge, das ihm aus dem Ende des Fernrohrs entgegenblickte. War das nun seines oder das des Arztes? Ihm wurde etwas unheimlich; denn es bekam plötzlich zebraartige Streifen. „In Ordnung“, meinte der Doktor, dem die Streifen gefallen zu haben schienen. „Jetzt kommen Sie bitte mal hier herüber und halten sich das linke Auge zu.“

Auf der gegenüberliegenden Wand erschienen nacheinander leuchtende Zahlen- und Buchstabenreihen, die nach unten immer kleiner wurden. Einiges davon schien Tschechisch zu sein. Konrad hatte Mühe mit der Aussprache.

„Nebukadnezar“, schloß er, nachdem das rechte Auge seine Aufgabe brav bestanden hatte. Dr. Lieblös runzelte verwundert die Stirn. „Wo lesen Sie das?“ fragte er mitläutisch. „Ich dachte nur an den alten Burschen mit der Leuchtschrift an der Wand — Menetekel und so weiter.“

„Ach so. Jetzt kommt das andere Auge dran. Das ganze nennen wir die Sehprobe.“

Konrad schloß das andere Auge und las die tschechische Sache nochmal. Er kam nur bis OZUFKL. Von da an nannte er es die Gedächtnisprobe. Dr. Lieblös schien nicht ganz befriedigt zu sein. Er räusperte sich bedeutsam.

„Nanu?“ sagte Konrad verwundert. „Ich werde doch nicht etwa 'ne Brille tragen müssen?“

„Ich fürchte, doch.“

„Ich denke nicht daran!“

„Doch“, beharrte Dr. Lieblös achselzuckend. „Kommt nicht in Frage“, protestierte Konrad energisch.

„Wir werden jetzt ein paar Linsen ausprobieren“, schloß Dr. Lieblös die Diskussion. Konrad bekam ein häßliches eisernes Billiggestell auf die Nase,

in das der Doktor nacheinander die verschiedensten Linsen schob. Die Schrift an der Wand machte die seltsamsten Wandlungen durch. Konrad berichtigte seine Meinung über seinen ersten Inquisitor. Er mußte doch Sinn für Humor haben.

Unter den Gläsern befanden sich direkte Nachkommen der Spiegel aus dem Lachkämbchen. Konrad hätte sich nie träumen lassen, daß simple Linsen solche Wirkungen hervorzuzaubern konnten. Die einen verdoppelten alle Buchstaben, die nächsten vervierfachten sie gar. Eine andere saugte plötzlich alles Schwarze daraus, wieder andere bewegten sie zur Seite, teilten sie oder stellten sie auf den Kopf.

Konrad bekämpfte mannhaft seine Heiterkeit, erst bei der Linse, die das Tschechisch zu chinesischen Schriftzeichen zerplückte, gab er sich geschlagen. Sein Zwerchfell schmerzte vor dem Ansturm verschluckten Lachens. Seine Augen füllten sich mit Tränen. In diesem Moment sah er klar und scharf die OZUFKL-Zeile vor sich aufleuchten. Sie gab ihm seinen inneren Halt zurück. Er las sie mit glöckereiner Stimme wie eine Beschwörungsfornel.

Dr. Lieblös lächelte triumphierend. Er schrieb ein Rezept auf, das wie eine Gleichung aus der höheren Mathematik aussah. Dann schiednen beide im besten Einvernehmen. —

„Ich bin dir ewig dankbar, Konni!“, sagte Erika vierzehn Tage später am Telefon. „Und du mußt Mittwoch Trauzeuge sein, ja?“

„Unmöglich!“, stöhnte Konrad. „Schwarzer Rock und gestreifte Hose — das Opfer gleiche noch. Dir zu liebe. Aber bedenke doch, liebes Kind, die Billie! Nein. Unmöglich. Du verlangst zuviel. Ich kann mir nicht extra deswegen eine Brille anschaffen.“

„Pum! dir doch Herbst seine“, schlug sie unbekümmert vor. „Ich bin überzeugt, daß dir eine Hornbrille ausgezeichnet steht. Konni, du mußt!“ Diesmal dauerte es eine Viertelstunde, bis sein Widerstand gebrochen war.

Es wurde ein sehr gelungenes Fest, die private Nachfeier miteingerechnet. Als Konrad gegen Mitnachts nach Hause segelte, die geliebte Hornbrille in der Tasche, hatte er seltsame optische Erscheinungen. Die Straße war merkwürdig breit geworden und zeigte eine Tendenz, sich zu gabeln.

„Wie schön umgebaut“, murmelte er erstaunt.

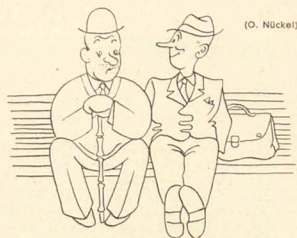
„Wie schnell das geht...“

Und dann standen an dem großen Platz auf einmal zwei Kirchen. Da Konrad blieb stehen, holte langsam die Brille hervor und zerbrach sie in kleine Stücke.

„Nie wieder Optal... Optal... Optil...“ Nach dem dritten Anlauf gab er es auf.

„Sind's die Augen, geh zur Kneipe“, murmelte er entschlossen. Und das tat er denn auch.

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Ich sitze in der oberen Etage des Autobusses. Es klirrt auf der Treppe, ein Mann hat beim Anfahren des Autobusses mit dem Ellenbogen eine Scheibe eingestoßen und muß vier Mark neunzig bezahlen.

Er kommt mit seinem Begleiter herauf und setzt sich: „Det muß Jas jawesen sein, sonst wär's nicht kapjugegangen.“

Bei einem häuslichen Schallplattenkonzert wird u. a. eine Platte aus Othello, gesungen von dem kürzlich verstorbenen Schalljapin, zu Gehör gebracht. Eine junge Dame, die nicht gehört hatte, wer der Sänger ist, fragte nach Ablauf der Platte: „War das die Zarah Leander?“

Aus einem bisher ungedruckten Roman: „Stiefmütterchen“ wie bildt du dich so stahl-schwarz und nachkierengelb, so blautila und rotviolett und auch so plausenaußenartig gezeichnet. Wie verlaufend bilblischweiß ist oft dein matter Kelchgrund, wie so milchfarben umflossen und doch so abgrundtief tonsatt — dabei hart vorüber an allerfeinst schimmrigen Lasuren... „Stiefmütterchen!“ lugtest du nicht auch schon aus frostigem Schnee? Und liebest doch später wieder vom lauen Frühlingswinde mild dich umfächeln; wurdest dann schließlich im Hochsommer-nonnenglance erdrückend bestrahlt, und, als es längst schon überall hoch herbstete, winktest und blinktest du da nicht auch mit frohestem Gesicht...? du zarter Schmetterling unter den Blümlein!

„Stiefmütterchen!“ du immerblühendes, fleißiges Lieschen fast aller Jahreszeiten; du so farben-prächtiges, erdbodennah entsagungsvolles Zaubergewächs...

„Stiefmütterchen!“ du liebes, verrate mir, wer gab dir, woher hast du diesen deinen sagenhaft schlichten — purpurnen Namen...?

Kommt nach Bayern —

ruft das Buch allen zu, die noch an ihren



In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Kauer & Pöhl, München

Urlaubsplänen schmieden, und es gibt auch gleich einen Vorgehlsmap von dem, was den Fremden zwischen Donau und Alpenfette erwartet: Landschaftsbilder von bezaubernder Schönheit, Flüsse, Seen, Täler, Wälder, die Majestät der Berge, urwüchsiges Volkstum, Kunstschätze in Stadt und Land, dazu a equame Verkehrswege, bezügliche Gostreumblöcher, trübliche Geselligkeit, aber auch Ruhe und Erholung und ungebotene Sportmöglichkeiten... Ein wunderbares Reisebuch, hervorragend ausgestattet, das neben der Schilderung von Natur und Kultur in weitem Maße auch den praktischen Bedürfnissen des Reisenden Rechnung trägt. Die Brauchbarkeit des Buches wird noch erhöht durch Verzeichnisse der Volkshilfe, der Bergausläufer und der Bergbahnen, ferner durch eine Karte der Volkstäden und eine große farbige Reisefarte. Das 79 Bilder (darunter 4 Tafeln mit farbigen Gemälden) vergebenden. Großformat, 148 Seiten. In Bayernleinchen geb. 3.30, 3.50.

DIE DUSCHE

VON JULIAN STREET

Manche Leute wissen gar nicht, wie reich sie sind. Charlie Harris bewohnte das hübscheste Atelier in einem reizvollen Viertel von Paris. Und vor allem besaß er eine Badewanne. Er gehörte zu den wenigen in Paris, die das besaßen. Aber Charlie wollte auch eine Dusche.

Um die Ecke der Straße, in der Charlie wohnte, gab es eine Niederlassung der Firma M. Pettit & Fils, Installation. Er machte Monsieur Pettit bei einem Apéritif in einem Café in nächster Nähe ausfindig und erklärte ihm, was er haben wolle, während Monsieur Pettit ihm wohlwollend zuhörte. „Können Sie mir das machen?“ schloß Charlie seinen Vortrag.

„Aber gewiß“, erwiderte Monsieur Pettit. „Das ist doch mein métier, Monsieur. Aber erlauben Sie mir die Frage, warum wollen Sie sich eigentlich die ganze Scherelei machen und eine eigene Dusche einbauen lassen?“

„Warum?“ sagte Charlie ein wenig betroffen. „Nun — weil ich gerne eine hätte.“

„Sie sagen, Sie hätten bereits eine Badewanne, Monsieur?“

„Ja, Monsieur.“

„Warum benutzen Sie dann nicht einfach die Badewanne, Monsieur?“

„Ich benütze doch die Badewanne; aber ich möchte auch eine Dusche haben“, sagte Charlie, leise mit den Zähnen knirschend.

Monsieur Pettit schüttelte nachdenklich den Kopf. „Nun gut, dann werde ich, sagen wir — nächsten Donnerstag um elf — in Ihre Wohnung kommen.“

„Können Sie nicht schon früher?“ fragte Charlie. „Umöglich, Monsieur. Sie werden begreifen, ich muß meine Vorbereitungen treffen.“

Was für Vorbereitungen, wunderte sich Charlie. Er sagte aber nur: „Wie lange wird die Arbeit dauern?“

„Ah“, sagte Monsieur Pettit, „das kann man umöglich voraussagen. Es ist zu früh. Aber — hm — sind Sie auch sicher, daß Sie, obwohl Sie eine Badewanne besitzen auch diese Dusche haben wollen?“

„Ganz sicher!“ sagte Charlie, wobei sein Blutdruck eine merkliche Steigerung erfuhr. „Also gut. Dann Donnerstag um elf.“

Der Donnerstag kam, und Charlie bewillkommnete Monsieur Pettit in seinem Atelier. „Nun wegen der Dusche —“ fing er an.

„Ist Monsieur schon lange in Paris?“ erkundigte sich Monsieur Pettit.

„Ungefähr drei Jahre.“

„Ah!“ Monsieur Pettit sah erfreut aus. „Es ist wundervoll, Paris — nicht wahr? Es muß herrlich für einen Ausländer sein, in unser schönes Paris zu kommen, um hier zu leben.“

Monsieur Pettits Art und Weise machte es unmöglich, seine lange Rede über Paris, französisches Essen, Weine, Frauen und Kultur zu unterbrechen. Erst kurz vor der Mittagessenszeit bat er, das Badezimmer anschauen zu dürfen. Dort senkte sich eine dunkle Wolke auf seine Stirn. „Es ist sehr schwierig“, sagte er.

„Wieviel wird es kosten?“ fragte Charlie.

Wieder senkte sich die Wolke auf Monsieur Pettits Stirn. Er zuckte mit den Achseln. „Das hängt von vielen Umständen ab, Monsieur“, meinte er, „von dem verwendeten Material, von der Stärke des Wasserdrucks, den Sie gerne haben möchten — oh, von sehr vielen Umständen!

Und auch davon, wieviel Zeit es in Anspruch nimmt.“

„Wieviel Zeit wird es in Anspruch nehmen?“ fragte Charlie.

„Ah, das — kann man unmöglich im voraus sagen. Ein paar Tage.“

„Können Sie nicht mehr als einen Mann schicken?“ „Natürlich“, sagte Monsieur Pettit. „Wir schicken nie nur einen Mann allein. Es wäre für ihn ein zu schweres Arbeiten. Schließlich muß ein Mann jemand haben, mit dem er sprechen kann, nicht wahr, Monsieur?“

Ungefähr zehn Tage später erschienen drei Arbeiter zeitig am Morgen in Charlies Atelier. „Wir sind die Leute von M. Pettit“, erklärte einer. „Sind Sie der Herr, der die Dusche bestellt hat?“

„Jawohl“, sagte Charlie. Die Arbeiter lächelten und traten ein. Sie waren in besonders rosiger Laune. Sie sahen sich in dem Atelier um, plauderten und lachten fröhlich. Plötzlich, ohne jede vorherige Warnung, verfielen sie in eine ungeheure Energie und begannen den unteren Teil der Badezimmerwand einzureißen. Charlie elkte hinüber, um einen wertvollen Wandteppich in Sicherheit zu bringen, und flüchtete dann in ein Café. Er kam einige Minuten vor elf zurück. Ein großes Loch gähnte in der Wand. Es sah aus, als ginge die Sache vorwärts. Punkt elf legten die Männer ihr Handwerkszeug hin, zündeten sich Zigaretten an und schickten sich an, fortzugehen.

„Wohin gehen Sie?“ fragte Charlie.

„Es ist elf Uhr“ erwiderte der Vorarbeiter. „Wir gehen Wein trinken.“ Vor dem Hinausgehen wandte er sich noch einmal um: „Verzeihen Sie bitte, Monsieur, die Leute würden gerne wissen, warum Sie, da Sie doch eine Badewanne haben, auch eine Dusche einrichten lassen wollen?“

„Sagen Sie den Leuten“, sagte Charlie kühl, „daß ich deshalb eine Dusche einrichten lassen will, weil ich's so haben will.“

„Jawohl, Monsieur“, sagte der Vorarbeiter. Er sah Charlie ein wenig ängstlich an. Danach behandelte die Arbeiter Charlie mit großer Vorsicht —

wie einen besonders gefährlichen Geisteskranken. Nach jenem ersten Morgen kam es Charlie so vor, als geschehe tagelang nichts mehr. Die drei Installateure kamen jeden Morgen um acht Uhr dreißig, hörten um elf auf, um zum Weintrinken zu gehen, machten dann zwei Stunden Mittagspause, und stellten um sechs ihre Arbeit ein. Sie hielten lange Zwiegespräche, sperrten immer wieder für längere Zeit das Wasser ab und betrachteten seine englischen Bücher voll Neugierde. Manchmal hörte Charlie, wie sie sich wegen irgendeiner Einzelheit der Installationsweise stundenlang besprachen. Bei solchen Gelegenheiten stellten sie ihr Werkzeug ab und widmeten sich der Besprechung mit Leib und Seele.

Charlie schüttete sein Herz einem Freund aus, der jedes Jahr nach Paris kam. „Nun, begreift du das denn nicht?“ sagte der Freund. „Es ist ganz einfach. Sie wollten rasch deine Wand niederreißen, damit du dich nicht mehr anders besinnen kannst und die Sache machen läßt. Jetzt lassen sie sich Zeit.“

Eine Woche später, als Charlie schon reichlich verzweifelt war, kam er eines Nachmittags nach Hause zurück und fand zwei dicke Röhren aus dem Boden des Ateliers außerhalb des Badezimmers herausragen. „Was soll denn das?“ erkundigte er sich.

„Monsieur wünschen, bitte?“ fragte der Vorarbeiter höflich.

„Ich wünsche zu wissen, was diese Röhren bedeuten sollen, die hier im Zimmer herausragen.“ „Das sind die Röhren für die Dusche“, entgegnete der Vorarbeiter stolz.

„Ja, aber sie können doch unmöglich so im Zimmer bleiben, oder?“

„Aber warum nicht?“ fragte der Vorarbeiter ziemlich verblüfft.

„Nun, es sieht ja schauderhaft aus! Sie verunstalten das ganze Zimmer!“

Die Arbeiter sahen einander erstaunt an. Einer von ihnen sagte schwach, ungläubig: „Monsieur gefallen die Röhren nicht?“

„Die Röhren nicht gefallen!“ tobte Charlie. „Natürlich gefallen mir die Röhren. Ich bin sogar begeistert davon!“

„Danke Ihnen vielmals, Monsieur“, sagte der Vorarbeiter erleichtert. Er streichelte die Röhren liebevoll.

„Aber“, fuhr Charlie fort, „ich möchte sie in der Wand verborgen haben. Verstehen Sie?“

„In der Wand verborgen!“ Die Arbeiter waren entsetzt. „Aber — aber, Monsieur, wenn sie in der Wand verborgen sind, dann wird niemand wissen, daß sie da sind. Niemand wird sie sehen!“

„Das ist ja gut“, sagte Charlie, „niemand wird sie sehen, wenn sie in der Wand sind. Das ist ja gut.“ Er lachte ein wenig gereizt und ging hinaus. Als die Arbeit fertig war, verschönten zwei eiserner Röhren seine Wohnzimmerwand.

Eines Sonntagsnachts machte einige Zeit später ging die Haustürglocke. Charlie ging hinaus, um zu öffnen, und vor ihm stand der Vorarbeiter mit einem Mann und einer Frau, alle drei im Sonntagsstaat. Sie sahen erwartungsvoll drein. „Verzeihen Sie die Störung“, sagte der Installateur, „würden Monsieur mir erlauben, meinen Freunden die Arbeit zu zeigen, die wir in Ihrem Atelier gemacht haben — die Dusche und die Röhren!“

(Berechnete Übersetzung von Hans B. Wagensell)

Nächtliche Gäste

Von Dr. Wiegand

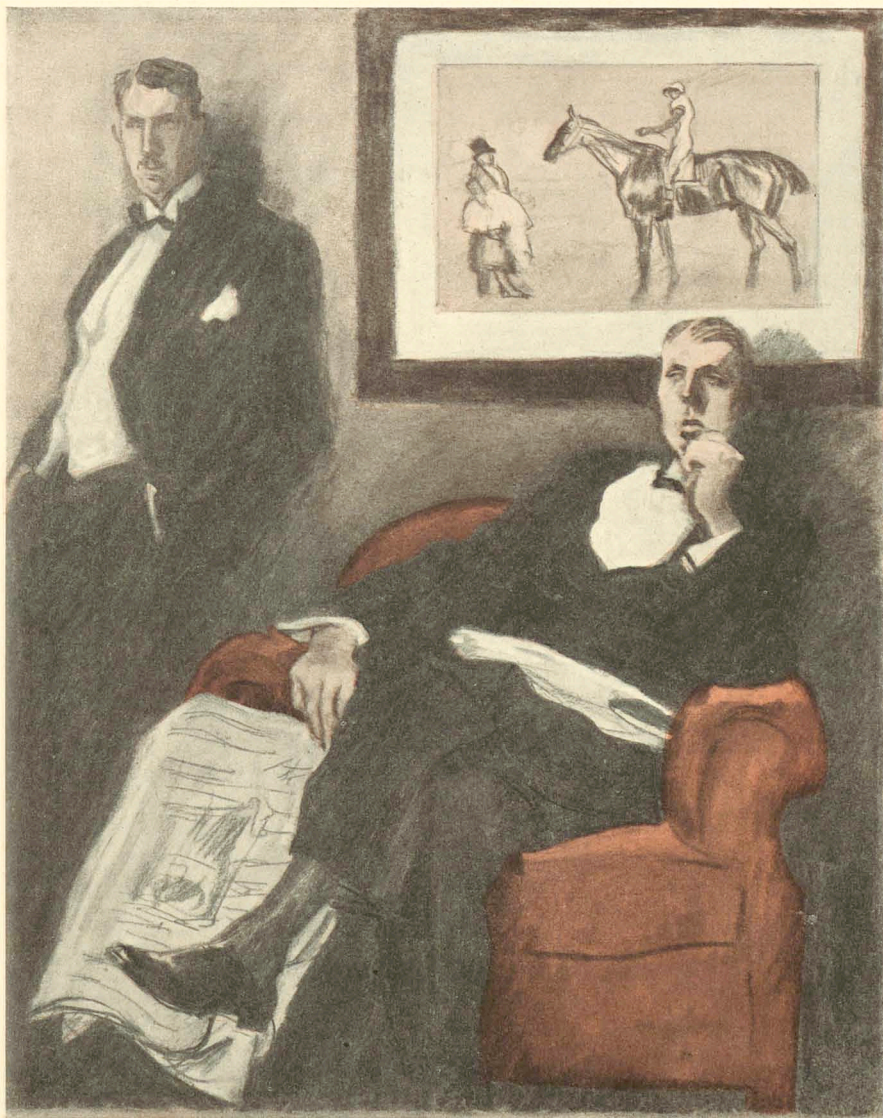
Ein Alp faß heute nacht
auf meiner Brust so schwer,
o Gott, wie Blei so schwer —
da bin ich aufgewacht.

Der Vollmond hinterm Haus
mit seinem klaren Schein
flog heimlich bei mir ein.
Stumm floh der Alp hinaus.

Ich wollt', ein Feuer wär'
der Schein, der Alp verbrannt,
und hät' den Alp verbrannt!
Dann käm' er nimmermehr.

Seine Lordschaft

(E. Thöny)



„Ist es nicht ein Hohn auf die englische Demokratie,
wenn sich sogar unsereins zur Stammrolle melden muß!“

Die kluge Witwe

(R. Kriesch)



„Wenn ich eure Figur hätte, Kinder, und ihr meine Erfahrung, könnten wir in dieser Saison alle drei unser Glück machen!“

LEIDENSCHAFTEN

Von Hans Karl Breslauer

„Drei Silbergroschen durchstoßen“, murmelte Herr Fiedler nachdenklich, „— hm — ein wirklicher Gelegenheitkauf... Na, werden sehen... Mecklenburg komplett, das wäre eine Sache...“ Während Herr Fiedler — seine einzige Leidenschaft waren Briefmarken und er konnte stundenlang über Zähnungen, Wasserzeichen, Fehldrucke, Nachdrucke und Probedrucke sprechen — über seinem Markenalbum grübelte, saß Frau Melanie im Wohnzimmer und las immer wieder die letzten Zeilen eines Briefes, den sie mit der Nachmittagspost erhalten hatte.

„— und nun, Melanie, hoffe ich, Dich bald wiederzusehen...“

„Mela“, rief der Gatte aus dem Nebenzimmer, „wolltest du heute nicht ins Kino gehen?“ Frau Mela steckte den Brief hastig in den Umschlag und gab ihrer Stimme heitere Festigkeit.

„Und du, Anton?“ „Heute ist Tauschabend...“

„Ach so“, sagte Frau Mela, „Begleitest du mich?“

„Nein, es ist noch zu früh... Ich richte mir noch

ein paar Dubletten her!“ antwortete Herr Fiedler, ritt weiter auf seinem Steckenpferd aus bunten, kleinen, gezähnten und ungezähnten Papierchen, nickte seiner Frau, als sie ihm einen Abschiedsgruß zuwinkte, zerstreut zu und ging eine Stunde später in den philatelistischen Verein...

Als er gegen acht Uhr nach Hause kam, seine Frau wartete schon mit dem Abenddrot, stöberte er im Salon herum, durchsuchte das Wohnzimmer und kam ärgerlich ins Speisezimmer.

„Mela“, sagte er, die Stirne kraus ziehend, „wo ist der Brief?“

„Brief?“ wiederholte Frau Mela, vor einer bösen Ahnung ergriffen. „Was für ein Brief?“

„Der Brief, der auf dem Tisch im Salon gelegen ist!“

„Auf — dem Salontisch...“ stammelte Frau Melanie entsetzt. „Ich weiß von keinem Brief!“

„Mach mich nicht dumm!“ begehrte Herr Fiedler auf, „Ich habe ihn, bevor ich wegging, gesehen...“

Es war ein Brief seines Vaters Leonhard!“

„Anton!“ Frau Melanie mußte sich auf die Sessellehne stützen. „Anton — du hast...“ Sie war so fassungslos, daß sie keine Worte fand. Sie hatte nicht den Mut, sich zu verteidigen, sie hatte die

Kraft nicht, die Wahrheit zu gestehen; diese harmlose Wahrheit einer Jugendliebe und der Gatte schrie erbost:

„Wenn du den Brief nicht sofort herausgibst...“

„Um Gotteswillen, Anton, mach keinen Skandal!“

„Ha — ich soll keinen Skandal machen...“

„Anton, verzeih“, Frau Mela trat auf den Gatten zu, „du mußt mir verzeihen... Schau, ich habe ja nichts zu verschweigen... nichts zu verheimlichen... Leonhard ging ins Ausland, damals, als ich noch ein halbes Kind war...“

„Nichts verzeihe ich!“ brüllte Herr Fiedler. „Das wäre ja noch schöner... Dein unerhörter Leichtsin...“, seine Stimme schlug über. „Aber so sind die Frauen alle... Alle sind sie so... Mela —“, tobte er, zum allerletzten Mal, wo ist der Brief?“

„Es ist nicht wahr“, raffte sich Frau Mela auf, „es ist nicht wahr, was in dem Brief steht... Glaube mir, Anton, alles ist längst vergessen und abgetan — und — und deshalb hab ich ihn verbrannt!“

„Mela“, stürzte sich Herr Fiedler wie ein Rasender auf die Gattin, „Mela, du hast den Brief verbrannt? ... Diesen Brief mit der Ein-Dollar-Fünftzig-Cent-Jubiläumsmarkie hast du verbrannt? ... Das werde ich dir nie verzeihen!“

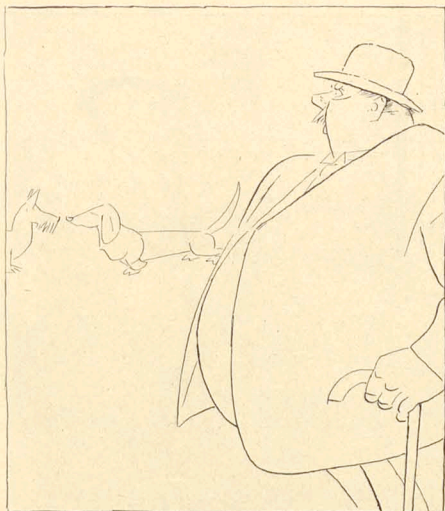
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzsch, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. I. V. J. 38: 1) 352. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag München, Sendlingstr. 40, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 3920, Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa, Wien I, Woltzelle 11.

Der treue Hund

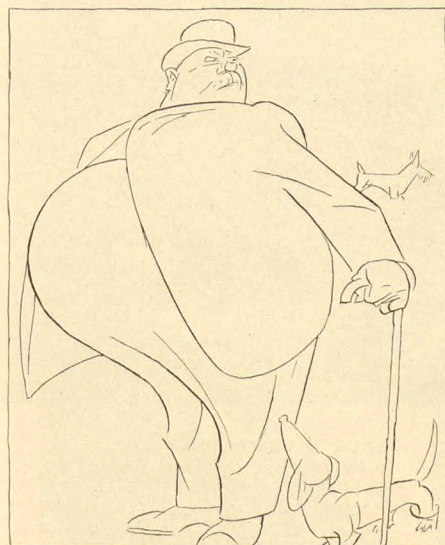
(O. Gulbransson)



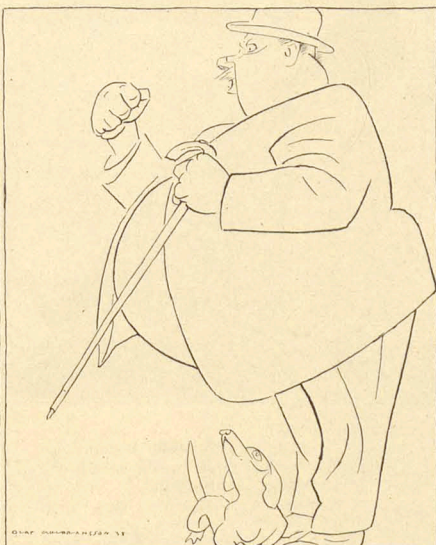
„Wald, jetzt muß amal a Ruh sein! Hergehst!“



„Da haut er ab, der Hundsdackel, der greußliche!“



„Und jetzt siehst es überhaupts nimmer, des Sauviech, des staubige!“



„Ja, gib't denn des aa, daß a Hund durchaus unsichtbar wird!“

Das Eichkätzlein

(Wilhelm Schulz)



War sie auch lieblich anzusehn,
So daß ich oft bei ihr blieb stehn
In einer stillen Gasse,
Ich weiß, warum ich's lasse:

Ein Eichkätzlein hielt sie am Band
Und ließ es nicht mehr von der Hand,
'Wollt' frei das Tierchen springen,
Tat sie zurück es zwingen

Und gab ihm viele süße Kern . . .
Ich sah bei ihr das Spiel nicht gern,
Sah selber mich zur Stunden
So schmähtlich angebunden.

Fahr wohl, fahr wohl, du schöne Maid,
Ein' solche Liebe tät mir leid.
Sie wüdt' nicht lang mich freuen,
Gar balde mich gereuen!

Wilhelm Schulz